



# Unsere Heimat

Beilage zur Kösliner Zeitung

Nr. 11

Sonnabend, den 30. Mai 1931.

Nr. 11

## Das Stadtbild Köslins im Wandel der Zeiten.

Von Stadtbaurat E. Sardemann.

(Fortsetzung.)

So kann es uns nicht wundernehmen, wenn der König, der beträchtliche Mittel für den Wiederaufbau Köslins zur Verfügung stellte, eine Ausführung gesichert wissen wollte, die den damals herrschenden städtebaulichen Ansichten entsprach. An dem Stadtplan im Ganzen etwas zu ändern, lag keine Veranlassung vor. Schon die feststehenden Eigentumsverhältnisse hätten das sehr erschwert. Zum ändern aber entsprach der Stadtplan von 1266 weitgehend dem Geschmack von 1718. Kleine Änderungen natürlich waren nicht zu vermeiden. Die mittelalterlichen Straßen waren schmal und sicherlich nicht schnurgerade. Ueberhaupt dürfen wir uns von diesen Straßen keine allzu pompöse Vorstellung machen. Von Pflaster war kaum die Rede. Selbst das heute von uns als Besonderheit von Hinterpommern verachtete Kagenkopfpflaster ist erst in einer viel späteren Zeit und ganz allmählich eingeführt worden, und vollends Bürgersteige im heutigen Sinne hat es wohl hier vor der Mitte des 19. Jahrhunderts nicht gegeben. Doch das nur nebenbei. Der Plan von 1718 brachte wenigstens den Hauptstraßen, die sich am Markt kreuzen, eine größere Breite und eine völlige Begradigung der seitlichen Häuserreihen. Die wichtigste Änderung aber ist die Freilegung des Marktplatzes, der dadurch erst zu einem monumentalen Mittelpunkt der Stadt wurde. Das Rathaus wurde nicht in der Mitte des Marktes wieder aufgebaut, sondern in der Südwestecke, wo es in veränderter Gestalt noch heute steht. Der ganze, 100 Meter im Geviert fassende Platz blieb frei. Nur zwei Wasserbehälter mit Springbrunnen, die aus einer neu vom Gollen heruntergeholtten Wasserleitung gespeist wurden, fanden ihren Platz auf dem Markt und rahmten das schon nach wenigen Jahren von der dankbaren Bürgerschaft errichtete Denkmal des Königs ein. Rings um den großen Platz aber und ebenso in den anschließenden Straßen wurden Häuser von durchaus gleichem Aussehen, zwei Stockwerk hoch, mit dem damals üblichen Mansardendach errichtet. In der Mühlentorstraße ist noch eine ganze Häuserreihe in der ursprünglichen Form erhalten. Der Markt dagegen hat im Laufe des 19. und 20. Jahrhunderts leider seinen alten einheitlichen und architektonisch einwandfreien Charakter völlig eingebüßt, so daß es auch jetzt nicht mehr viel helfen kann, wenn die wenigen noch in alter Form erhaltenen Häuser vor Veränderung bewahrt bleiben. Auch von den anderen Straßen der Altstadt muß leider das Gleiche gesagt werden. Wenn auch die damals errichteten Häuser an solider Fundierung und Bauweise manches zu wünschen übrig ließen, was ja bei der Not der Zeit nicht wundernehmen kann, so sind sie doch in ihrer schlichten Sachlichkeit überaus erfreulich. Sie wollen nichts vortäuschen, was nicht dahintersteckt, verzichten auf jeden Schmuck, erfreuen

aber dafür durch gute Verhältnisse von Wandfläche zu Öffnung, Stockwerkshöhen, die mit den Maßen des menschlichen Körpers noch in Einklang stehen, und wertgerechte handwerkliche Durchbildung aller Einzelheiten. Besonders erfreulich wirken sie, wenn sie durch eine vernünftige farbige Behandlung gehoben werden. Als besonders reizvolles Beispiel möchte ich da das Haus Große Baustraße 24 nennen. Auch diese bescheidenen Seitenstraßen sind in einer späteren Zeit, durch eine regel- und ziellose, von Tradition und gesundem Empfinden sich entfernende Bebauung so entstellt worden, daß heute ein einheitlicher Eindruck nicht mehr zu erzielen ist.

Die Art und Form des Wiederaufbaues von Köslin im Anfang des 18. Jahrhunderts führt uns zu Betrachtungen allgemeiner Art. Es wird heute vielfach nicht verstanden, daß dem einzelnen, der an Straßen und Plätzen bauen will, Vorschriften gemacht werden, die über das hinausgehen, was aus Gründen der Standsicherheit und zum Schutz gegen Feuersgefahr notwendig ist. Wir sehen aber aus dem Beispiel von Köslin, daß diese so angeordnete behördliche Bevormundung keineswegs etwas Neues ist, sondern daß schon vor Hunderten von Jahren Gesetze bestanden haben, die in baulicher Hinsicht den einzelnen zwangen, sich einer höheren Autorität, sei es der Wille der Gesamtheit, die Macht des Fürsten oder des Staates, unterzuordnen. Wenn wir das heute als etwas Besonderes empfinden, so kommt das daher, daß wir unbewußt im Bann der im ganzen 19. Jahrhundert vorherrschenden individualistischen Auffassung stehen, die sich aufs politische übertragen, etwa mit dem Begriff Liberalismus deckt. Die nationalökonomische Schule des Manchesterismus und der Physiokraten, die Lehren Rousseaus und vor allem dann die französische Revolution hatten nicht nur dem Absolutismus ein Ende gemacht. Sie hatten eine ganz neue Weltanschauung vorbereitet, die dem 19. Jahrhundert ihr Gepräge gibt. Von dem freien Spiel der Kräfte, das jedem Gelegenheit gibt, von Schranken der Autorität und Konvention ungehemmt sich auszuwirken, erwartete man einen gewaltigen Aufschwung auf allen Gebieten, der ja in der Tat, unterstützt durch die beispiellose Entwicklung der Technik, auch eingetreten ist. Dieser individualistische Zug machte sich auf allen Gebieten breit. Er hat aber auf allen Gebieten schließlich Schiffbruch erleiden müssen, denn eine Übertragung der Gesetze, die in der ungeordneten Natur gelten, auf die gebundene menschliche Ordnung muß mit Notwendigkeit zum Chaos führen. Und gerade im Städtebau sind wir diesen Weg zum Chaos bereits bis zu einem Punkte gegangen, von dem es ein Zurück nur gibt, wenn man vieles über Bord wirft, was einem notwendig und selbstverständlich, ja in manchen Fällen sogar lieb und teuer erschien. So sind wir denn

im Städtebau zurückgelangt zu einer gebundenen Auffassung, die der von 1718 in etwa entspricht, sich von ihr höchstens in der Weise unterscheidet, wie der reine Autoritätsgedanke vom Staatsgedanken unserer Zeit. Denken wir beispielsweise an das Bild unserer Straßen. Die Auffassung des 19. Jahrhunderts sah nur das einzelne Gebäude. Dies Gebäude suchte sich so vorteilhaft wie möglich zur Schau zu stellen und sich seinen Nachbarn nicht etwa anzupassen oder gar unterzuordnen, sondern von ihnen abzustechen und sie zu übertrumpfen. Es kam schließlich so weit, daß jedes Mietshaus nach außen einen Palazzo vorstellen mußte. Ob die Palastfassade aus Stein war und wie es dahinter aussah, das spielte keine Rolle. Und der Erfolg war, daß unsere Städte trotz aller Architekturformen, Gesimse, Säulen, Erker u. dergl. immer häßlicher wurden. Denn nun kam noch dazu, daß bei diesem von Selbstzucht und Gesetz ungehinderten Breitmachen des einzelnen ohne Rücksicht auf Nachbarschaft und Gesamtbild überall ungelöste Probleme entstanden. Ich erinnere an die vielen Brandmauern, die allenthalben und in Köslin ganz besonders gen Himmel schreien, weil man auf die spätere Straßenzuführung und auf die Möglichkeit der Nachbarbebauung keine Rücksicht genommen hat, an das Durcheinander von Fabriken und Wohnhäusern, das für die industrielleren Teile unseres Vaterlandes charakteristisch ist, und vieles andere mehr.

Demgegenüber steht nun die Anschauung, die im Einzelnen das Glied der Gesamtheit sieht oder, aufs Städtebauliche übertragen, die Stadt als Ganzes über das einzelne Haus stellt. Der Städtebauer dieser Richtung denkt zuerst an das Gesamtbild der Stadt, dann an Straße, Platz und Baublock und erst zuletzt an das einzelne Haus. Wenn die Anlage im ganzen gut ist, braucht das einzelne Haus keine besondere Anstrengung zu machen. Es soll sie auch nicht machen, sondern sich nach seiner Bedeutung der Gesamtidée einordnen. Das Ideal des Städtebauers dieser Art ist, ganze Baublöcke, ganze Straßen und Plätze in einem Guß zu errichten, den Schmuck so zu verteilen, wie das Gesamtbild es verlangt, und nur Gebäude von besonderer Bedeutung besonders hervorzuheben. Mag das, was dabei herauskommt, dem einen oder andern zuweilen zu nüchtern erscheinen: der fein Empfindende wird sich um so mehr freuen an den guten Verhältnissen des Ganzen, an der sorgfältigen Einzelausbildung, der farbigen Behandlung, die das Ganze zusammenschließt und nicht zerreißt, und an dem sparsam verteilten, aber dadurch um so mehr ins Auge fallenden und zur Wirkung kommenden Schmuck. Und wenn wir nun noch die Parallele ziehen zu dem Bild eines Regiments in Paradestellung, bei dem der einzelne Soldat nur ein Teil des Ganzen ist, und die ganze Wirkung durch die Gleichartigkeit der Massen und die rhythm-

+) In allen Handb. allgemein als „Lamm“ bezeichnet.  
 ++) Wohlstandlich von gepflegten „Lamm“, sogar „Lamm“. J. Hof.  
 Van Brunsden und Jan

mischen Abstände, gehoben durch die aus der Masse durch Stellung und Uniform heraustretenden Offiziere, das Musikkorps und die Fahne erzielt wird, so finden wir die Brücke zu dem Geist, der den Wiederaufbau von Köslin nach dem großen Brande geleitet hat. Es ändern sich die Zeiten und die Ideale. Heute jedenfalls, nachdem wir durch das städtebauliche Chaos der Jahre von 1870 bis 1920 gegangen sind, und wo uns auch in anderer Hinsicht altpreussische Sucht und Einfachheit wieder Vorbild geworden sein sollten, liegt uns die damalige Auffassung wieder sehr nahe.

So lehren wir nach dieser Abschweifung zum Ausgangspunkt zurück. Wie ein Phönix aus der Asche, sagt ein alter Chronist, erhob sich Köslin aus seinen Trümmern. Der Brandschutt wurde benutzt, um die Straßendämme aufzufüllen und allenthalben Unebenheiten des Geländes einzuplanieren. Der König gab erhebliche Zuschüsse für den Wiederaufbau. Er veranlaßte den Ankauf des Gutes Moder, aus dessen Forsten das Bauholz für den Wiederaufbau gewonnen werden konnte, er stiftete der Stadt einen Barzuschuß von 4000 Talern und einen laufenden Zinszuschuß zu einer Anleihe von 10 000 Talern, für die damalige Zeit recht ansehnliche Beträge. Zum Wiederaufbau der Häuser erhielt jeder Bürger einen verlorenen Zuschuß von 15 Prozent der Baukosten.

Auch ein neues Rathaus wurde errichtet, wie bereits erwähnt, nicht wieder in der Mitte des Marktplatzes, sondern in der Südwestecke. Es hat allerdings nur 107 Jahre bestanden und ist uns im Bilde nicht überliefert. Wir kommen hierauf noch zurück.

Die Stadtmauern, die ja den modernen Kriegswaffen doch keinen Widerstand hätten leisten können, mußten bei dem Wiederaufbau tüchtig herhalten. Sie wurden um ein Drittel ihrer Höhe abgetragen und das gewonnene Material zum Wiederaufbau benutzt. Nicht anders ging es mit den drei Toren, die größtenteils abgebrochen und erst 1781, teilweise zu anderweitiger Verwendung, wieder ausgebaut wurden. Von diesen Toren geben uns die Zeichnungen aus der Wendlandschen Chronik, so sehr sie auch in der Perspektive verzerrt sind, eine anschauliche Vorstellung. Sie haben bis auf das schon früher ganz abgetragene Neue Tor noch bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts bestanden. Von dem Hohen Tor und Mühlen- tor berichten uns drei Zeichnungen aus den 50er Jahren des vorigen Jahrhunderts, die, wenn sie auch keinen Kunstwert haben, doch offenbar ein getreues Bild des damaligen Zustandes geben.

Immer enger wurde es im Laufe der Jahre der rasch anwachsenden Bevölkerung in der Altstadt innerhalb der Mauern. Die Bebauung der schmalen Grundstücke mit Seitengebäuden und Hinterhäusern nahm bedenkliche Formen an, wie uns heute ein Fliegerbild von Köslin zeigen kann. So war es natürlich und notwendig, daß die Besiedlung vor den Toren der Stadt sich allmählich mehr und mehr ausbreitete. Hier vor den Toren

waren schon in früherer Zeit kleinere Ansiedlungen entstanden, aus denen sich nun im 18. Jahrhundert drei Vorstädte, nach den Toren Mühlen- tor-, Hohetor- und Neuetorvorstadt genannt, entwickelten. Gerade diese Vorstädte sind wegen ihrer offeneren Bauart von größeren Bränden einigermaßen verschont geblieben und enthalten noch eine Reihe älterer Bauten. Ein Teil der Mühlen- torvorstadt, die Gerberstraße, deckt sich mit der alten wendischen Siedlung und ist wohl seit jener ältesten Zeit bebaut geblieben, wenn auch die alten Gebäude natürlich längst verschwunden sind und im Laufe der Jahrhunderte schon mehrmals neuen Häusern Platz gemacht haben. Eins der ältesten Gebäude in dieser Gegend ist eine Scheune in der vorderen Fabrik- straße, auf deren Torbalken wir die Jahreszahl 1677 angebracht finden. Südlich der Quechbewiese lag ein großer Gartenkomplex, in dem eine Reihe von Gartenhäusern errichtet wurde. Hieraus hat sich nachher eine ziemlich dichte Bebauung an vier so- genannten Gartenstraßen, heute Rosen-, Marien-, Amnen- und Dorotheenstraße, entwickelt.

Einen ganz besonderen Fortschritt machte die bauliche Entwicklung Köslins im Anfang des 19. Jahrhunderts, als man sich entschloß, die Stadtmauer nun auch noch an einer vier- ten Stelle zu durchbrechen, da, wo heute die Bergstraße den Mühlenbach überschneidet, und auf dem sogenannten Ziegelberge eine vierte Vorstadt anzulegen, die später den Namen Friedrich- Wilhelmsstadt erhielt. Bei dem ständigen Wachstum der Stadt, die um 1820 bereits 5000 und 18 Jahre später schon 6900 Einwohner hatte, machte sich eine erhebliche Wohnungsnot bemerkbar. Ganz ähnlich wie heute wurde daher die Neubautätigkeit durch staatliche Baudarlehen, ähnlich den heutigen Hauszinsverleihungen, gefördert. Von 1817 bis 1838 entstanden so am Friedrich-Wilhelms- platz, der Bergstraße und der Poststraße 32 massive zweistöckige Häuser, zum Teil in sehr schöner, geschmackvoller Ausführung, wie die noch vorhandenen beiden Beispiele am Friedrich-Wilhelms- platz zeigen. Wir finden hier den Einfluß des größten Baukünstlers, der in Preußen eine hervor- ragende antike Stellung bekleidet hat, Karl Friedrich Schinkel, der bekanntlich auch der Schöpfer unseres Gollentkreuzes ist und dessen 150. Geburtstag wir am 18. März feiern konnten. Wenige Jahre, nachdem mit der Anlage der Friedrich- Wilhelmsstadt begonnen worden war, entstand auch die neue Landstraße nach Janow. Während früher die große Handels- und Heerstraße Stettin- Danzig die Stadt durch das Mühlen- tor verlief und dann der sogenannten alten Janower Landstraße folgte, die heute noch als Feldweg vorhanden ist, schloß sich jetzt an die Bergstraße, die sich geradeaus nach Rogzow fortsetzte, im spitzen Winkel die heutige Danziger Straße an, die demnach wenig über hundert Jahre alt ist.

(Fortsetzung folgt.)

## Alte Volkslieder aus Pommern.

Als vor einigen Jahren das Pommersch Volksliedarchiv in Greifswald gegründet wurde und Aufrufe zur Mitarbeit ergehen ließ, wurden auch bei uns eine Menge Lieder eingeliefert, die wir weisungsgemäß an die Sammelstelle in Greifswald weitergeleitet haben. Besonders wertvoll war uns dabei die Ueberlassung ganzer geschriebener Liederhefte aus alter Zeit seitens einiger Leser unseres Blattes.

Einige besonders beachtenswerte Liedertexte haben wir in diesem Blatt zum Abdruck gebracht, in der Annahme, daß sie nicht nur weitere Kreise interessieren, sondern sie auch veranlassen werden, uns weitere Texte mitzuteilen. Der erhoffte Erfolg ist nicht ausgeblieben. Allen Mitarbeitern danken wir namens des Archivs auch an dieser Stelle wiederholt, indem wir gleichzeitig hoffen, daß auch die neuen Anfragen des Volksliedarchivs von ihnen nicht unbeachtet bleiben.

Aus der Fülle der seit unseren letzten Veröffentlichungen eingegangenen Texte wollen wir, den Wünschen einiger Leser und Leserinnen entsprechend, wieder einige Lieder veröffentlichen.

### 1.

Ich habe den Frühling gesehen,  
ich habe die Blumen gegrüßt,  
der Nachtigall Lieder gelauscht,  
ein rosiges Mädchen geküßt.

Der liebliche Benz ist verschwunden,  
die Blumen sind alle verblüht,  
ins Grab ist mein Liebchen gesunken,  
verstummt ist der Nachtigall Lied.

Da liegt sie mit Erde bedeckt,  
und Blumen blüh'n auf ihrem Grab.  
Ach, könnt' ich sie wieder erwecken,  
die einstmal die Rosen mir gab.

O himmlischer Vater dort oben,  
du nimmst mir mein Liebchen so freih,  
es gibt ja der Mädchen so viele,  
aber keine so reizend wie sie.

Und lehret der Frühling erst wieder,  
die Blumen blühen mir nicht;  
die Nachtigall singt ihre Lieder,  
mein Liebchen, das höret sie nicht.

(Aus Karnlewitz, Kreis Schlawe, mitgeteilt von Herrn Lehrer i. R. Erich Hensel, Rordeshagen.)

### 2.

1. Ein Fährwisch zog zu Kriege,  
Widobom, ja ja Juchheirassal  
Ein Fährwisch zog zum Kriege,  
Wer weiß, kommt er zurück?

2. Er liebt ein jung' hübsch' Mädchen,  
Widobom, ja ja Juchheirassal  
Er liebt ein jung' hübsch' Mädchen,  
Die war so wunderschön.

## Blade am Meer:

### Auf der freidnen Steilküste Jasmunds.

Eine Rügen-Wanderung vom Königstuhl (Stubben- kammer) nach Sahnitz.

Von Konrad Saumann, Leipzig.

Meerumschlungen und Kreidegrün  
Märghendurchflungen und heldenfüh'n  
Herde am Hange, reisendes Feld,  
Flüsternde Sage, lug in die Welt.

(Gerhart Hauptmann.)

Eines der eigenartigsten Naturdenkmäler deut- scher Landschaften ist die weißleuchtende, buchen- bekrönte Kreideküste Jasmunds auf Rügen. „Grün ist der Buchenwald, weiß ist das Kreideland, golden der Badestrand — das ist das Rügenland!“ Welch farbenprächtigen Anblick bieten die in schwellend goldgrüne Buchenwälder gebetteten, steil aus dem blauen Meer ragenden weißleuchtenden Kreidefelsen Stubbenkambers an sonnigen Sommertagen, wenn man in einem der schmucken Küstendampfer an Mü-

gens Nordostspitze vorüberfährt und die ganze Kreideküste sich im Meere köstlich wieder spiegelt.

Man begreift, daß an dieser leuchtenden Kreide- küste, an der Jahrmillionen schufen, die Sage heute in vielfältiger Gestalt und daß sie Sitz der Götter der Ureinwohner gewesen ist. Welch formvollende- ter Felsen thron ist der zwischen Buchengrün gebet- tete Königstuhl, der 120 Meter aus dem Meere auf- steigt, zwischen Feuerregenfelsen und der steilen, breiten Kreidewand Klein-Stubbenkambers. Der Sage nach sollen die wendischen Ränen, die Nachfol- ger der germanischen Ureinwohner Rugier, als ihren König nur den anerkannt haben, der diesen steilen Felsen emporklettern konnte und auf ihm dann aus- ruhte wie auf einem Thron. Auch mit Störtebecker, dem großen Seeräuber der Hansezeit, bringt das Volk den Königstuhl in Verbindung, soll er doch hier einen seiner unauffindbaren Schlupfwinkel und Versteck seiner Raubzüge gehabt haben. Der vor dem Königstuhl im Meer liegende Felsblock ist der Waschkstein geheißt; in Mondnächten erscheint hier eine weiße Sagengestalt, angeblich eine von Störte- becker geraubte Prinzessin, und wäscht ein Tuch. Der

um Jahrmillionen in die Vorzeit der Erd- geschichte zurückreichende Aufbau dieser Kreide- felsen aus Kalk und der winzigen Beweis der Foraminiferen ist ähnlich wie der der Korallenriffe der Südsee erfolgt. Vom steinigen Strand der Dampferanlage führt unter alten vermoosten Buchen der Serpentinweg am Kreidesteilhang em- por zum Königstuhl. Von der Höhe des Felsens er- schließt sich ein unerwartet schöner Blick über das weite blaue Meer, bis es mit dem weißlichen Him- mel sich eint; weiße Segelschiffe ziehen wie Märchen- träume am Horizont. Bis zu mehreren Tausenden schwillt die Besucherzahl des Königstuhles an man- chem schönen Sommertage an; dann legt Küsten- dampfer auf Küstendampfer unten an.

Die dem Königstuhl benachbarte Kreidewand Klein-Stubbenkambers ist Signalstation für die Hochseeschiffahrt; Rügens Küste ist wegen ihrer Riffe und Sandbänke gefährlich. Leuchtturm und Nebelhorn, Funkstation, Unterwasserfallsignale und Sturmwarnungszeichen, insbesondere für die Fähre Sahnitz—Krellberg, gehen von hier aus.

An den Götterkult der Ureinwohner, der germa-

*Handwritten note:* +) Auf dem Königstuhl, abwärts zum Königstuhl, Sahnitz, Rügen, im „R. J. D.“ wegen Jahreszahl...  
1819 abgelesen

3. Ein'n Fähnrich sah sie kommen,  
Widobom, ja ja juchheirassal  
Ein'n Fähnrich sah sie kommen,  
Von Blut war er so rot.

4. Ach Fähnrich, schönster Herr Fähnrich,  
Widobom, ja ja juchheirassal  
Ach Fähnrich, schönster Herr Fähnrich,  
Was bringst du Neues mir?

5. Die Neuheit, die ich bringe,  
Widobom, ja ja juchheirassal  
Die Neuheit, die ich bringe,  
Machen dir die Augen rot.

6. Dein Fähnrich ist erschossen,  
Widobom, ja ja juchheirassal  
Dein Fähnrich ist erschossen,  
Ist tot und lebt nicht mehr.

7. Ich hab' ihn seh'n begraben,  
Widobom, ja ja juchheirassal  
Ich hab' ihn seh'n begraben  
Von vierein Offizier.

8. Der erste trug sein' Degen,  
Widobom, ja ja juchheirassal  
Der erste trug sein' Degen,  
Der zweite sein Pistol' \*)

9. Der dritte trug sein' Kürass,  
Widobom, ja ja juchheirassal  
Der dritte trug sein' Kürass,  
Der vierte seine Kron'.

10. Ueber sein Grab ward geschossen,  
Widobom, ja ja juchheirassal  
Ueber sein Grab ward geschossen  
Mit Pulver und mit Blei.

11. Dort oben auf jenem Berge,  
Widobom, ja ja juchheirassal  
Dort oben auf jenem Berge  
Singt eine Nachtigall.

12. Sie singt dem Fähnrich zu Ehren,  
Widobom, ja ja juchheirassal  
Sie singt dem Fähnrich zu Ehren  
Für seine Tapferkeit.

(Mitgeteilt von Herrn Mitscher Friedrich Bahr,  
Plümenhagen, Kreis Köslin, und von Frau  
Henriette Ewald, Schwerinsthal, Kreis Köslin.)

\*) Ein Einsender aus dem Kreise Köslin schreibt  
dafür „Epitol“.

Dr. Schulz.

## Verordnung

betr. geschützte Naturdenkmale im Kreise Püblitz  
Auf Grund des § 30 des Feld- und Forstpolizei-  
gesetzes im Wortlaut der Bekanntmachung vom  
21. Januar 1926 (G. S. S. 88) wird angeordnet:  
§ 1.

Die in dem dieser Verordnung angefügten Ver-  
zeichnis aufgeführten, im Landkreise Püblitz ge-  
legenen Naturdenkmale werden unter Schutz gestellt.

### § 2.

a) Es ist verboten, die Naturdenkmale zu beset-  
zigen oder zu beschädigen.

b) Als Beschädigung gilt auch das Ausfällen, das  
Abbrechen von Zweigen, das Verlezen des Wurzel-  
werks oder das Verunzieren der Naturdenkmale auf  
andere Art und Weise, ebenso jede Maßnahme, die  
geeignet ist, das Wachstum der Naturdenkmale nach-  
teilig zu beeinflussen.

### § 3.

Etwa notwendige Ausnahmen von den Vorschrif-  
ten des § 2 können im Benehmen mit der zustän-  
digen Stelle für Naturdenmalpflege von mir auf  
Antrag gestattet werden.

### § 4.

Wer dieser Verordnung oder daraufhin ergehen-  
den Anordnungen zuwiderhandelt, wird nach § 30  
des Feld- und Forstpolizeigesetzes mit Geldstrafe bis  
zu 150 RM. oder mit Haft bestraft, soweit nicht  
schärfere Strafbestimmungen anzuwenden sind.

### § 5.

Diese Verordnung tritt mit der Bekanntgabe im  
Kreisblatt in Kraft.

Püblitz, den 4. April 1931.

Der Landrat.

Dr. Braun.

## Verzeichnisse der im Landkreise Püblitz geschützten Naturdenkmale.

1. Alte Tannenallee an der Landstraße Hufenberg  
nach Welschberg in Hufenberg (öffentliche Land-  
straße).

2. Großer Burgwall aus der Wenden- oder alt-  
germanischen Zeit mit hohen Fichten, Buchen und  
Eichen bewachsen, in den Birchow-See einragend, in  
Grumsdorf (Grundbuch Grumsdorf Band III,  
Blatt 20).

3. Eiche, 7 Meter Umfang, in Grumsdorf-  
Gut (auf dem Hofe).

4. Linde in Grumsdorf (bei der Kirche).

5. Alte hohle Eiche im Alter von 400 bis 500  
Jahren, zwei Linden, drei Ahorne in Karzin (bei  
der Kirche in Karzin).

6. Tannenallee im Alter von 150 bis 200 Jahren  
in Karzin (Weg von Karzin zur Brücken-  
Baldenburger Chaussee).

7. Zwei Linden und eine Eiche in Griebnitz  
(auf dem Friedhof).

8. Alte Linde von 6 Metern Umfang an der  
Landstraße Klannin—Karzin (bei Klannin).

9. Eiche von 4,5 Metern Umfang in Gr. Kar-  
zenburg (auf dem Kirchhof).

10. Alte Eiche in Hohenborn (im Park).

11. Linde, scheinbar sehr alt, über das Alter  
nichts Näheres bekannt, stark ausgehöhlt, Umfang  
dicht über den Wurzeln 6,80 Meter, 1 Meter über  
dem Erdboden 5,90 Meter, in Klannin, alter  
Friedhof, Nähe der Kirche, dicht an der Mauer.

12. Eine zweibeinige Fichte bei der Porster  
Mühle. (Die Fichte befindet sich in einem eingee-  
friedeten Garten des Mühlenbesizers Otto Pagel,

Porster Mühle, in einer Entfernung von ungefähr  
20 Metern von der Kunststraße Porst—Püblitz, wie  
vom Gehöft des Pagel.)

## Aus Rügens Dichtergarten.

Von Müller-Rüdersdorf.

Paul Lehmann.

In Darsband auf Rügen wurde Paul Leh-  
mann — der sich literarisch als Lehmann-Schiller  
bekannt machte — im Frühling des Jahres 1850 ge-  
boren. Nach dem Besuch des Gymnasiums in Ber-  
gen studierte er, vornehmlich in Greifswald,  
Philologie, Germanistik, Geschichte und Erdkunde.  
Er erwarb den Dr. phil., machte im Mai 1875 sein  
Staatsexamen und trat dann in den Dienst an der  
Höheren Schule. Zuletzt, seit 1890, war er Direktor  
des Schiller-Realgymnasiums in Stettin. Wäh-  
rend seines Lebens blieb er also der Pommernhei-  
mat treu.

Literarische Gaben Lehmann-Schillers (nach sei-  
ner Bekehrung in Stettin so genannt) sind:  
„Ganz olle Kamellen ut Jhala“ („Ge-  
schichten ut de Odyssee“ in plattdeutscher Mundart,  
1905 erschienen), „Geschichten aus Homers  
Odyssee“ („für das deutsche Volk und die Ju-  
gend“, im gleichen Jahre herausgegeben), „Aus  
großer Zeit“ (Bilder aus dem Kriegsleben eines  
pommerschen Jägers, 1903 herausgebracht), „Ge-  
schichten aus der Ilias“ (1907 in Buchform  
veröffentlicht).

Naema Dörsche.

Auf dem Rügensch Gut Malkien erblickte  
sie als Tochter des Rittergutsbesizers Major von  
Kahlben das Licht der Welt. Sie wurde die  
Gattin des Universitätsprofessors Dr. Georg  
Dörsche, bei dem sie seit 1885 in Wien lebte.

Von ihren Schriftwerken, die sie zum Teil unter  
dem Decknamen Tagetis Norrmann heraus-  
brachte, sind uns bekannt: „Aurelia phos-  
phorea“ („Federrisse“, 1896 erschienen), „Von  
Malkostock zur Haube“ („Briefe aus der Groß-  
stadt“, im selben Jahre erschienen), „Leidens-  
gefährten“ („Typen“, 1898 herausgekommen),  
„Auf den Bergen“ (Novellen, 1903 veröffent-  
licht), „Der Pfarrer im Tal“ (Schauspiel,  
1904 herausgebracht), „Kreuzblumen“ (religiöse  
Gedichte, 1907 in Buchform gegeben), „Am wil-  
den Pfeil“ (eine Dorfgeschichte, 1908 dargebracht),  
„Ullas Dorfkinder“ (Erzählung aus Holstein,  
1912 veröffentlicht).

Johannes Maaf.

Zu Bergen auf Rügen trat Johannes Maaf  
im Frühjahr 1862 ins Dasein. Sein Vater war  
dort Konrektor, später Pfarrer. Den ersten Unter-  
richt erhielt Johannes im Vaterhause. Vom zehnten  
Lebensjahre ab besuchte er das Gymnasium der Heim-  
atstadt und dann die Latina in Halle a. d. Saale.  
Als Obersekundaner wurde er von schwerer Krank-  
heit gepackt und weilte danach längere Zeit zur Er-  
holung in der Rügengheimat. Er wurde später Mis-  
sionar in Preiton. Als Poet trat Johannes Maaf  
1900 mit einem Buch „Gedichte“ hervor.

nischen Rugier und der Slawischen Ranan, erinnern  
eine ganze Anzahl Kultstätten. Auf der Herttha-  
burg, einem wendischen Burgwall, soll der Tempel  
der Göttin Herttha, der Göttin der Mutter Erde, ge-  
standen haben. Die uralte Hertthabuche ist der ihr  
geweihte Baum gewesen. Auf den Opfersteinen  
wurden ihr Menschenopfer dargebracht; der obere  
Stein zeigt zwei Fußspuren, die einer Erwachsenen  
und die eines Kindes. Wunderfam stimmungsvoll  
ist der von weißen Seerosen umkränzte, in welche  
Buchenwaldhügel gebettete Hertthasee mit seinem tiefen,  
fast schwarzen Wasser. Unheimlich wirkt er in  
der Dämmerung. Fische, Aale und Schleie leben in  
seinem Süßwasser. Auch heilkräftig soll das Wasser  
sein; wer den See hundert mal umschreitet, wird  
hundert Jahre alt (wenn er nicht vorher stirbt).  
In diesem der Göttin Herttha geweihten See sollen  
die Tempelklaven ertränkt worden sein, wenn die  
Göttin bei ihrer alljährlichen Fahrt durch das Land  
auf einem von sechs weißen Rügen bespannten  
Wagen zurückkehrte. Dann wurde der Göttinnen-  
wagen gewaschen, und die Sklaven mußten sterben,  
da sie ungeweiht die Göttin geschaut hatten. Schon

Lacitus berichtet von dieser Sage der Göttin Ner-  
thus auf einer nordischen Insel.

Von Klein-Stubbenkammer führt ein neun Kilo-  
meter langer, prächtiger Waldweg nach Sahnitz.  
Immer am Rande der Steilküste, mit dem Blick aufs  
blaue Meer. Kreideschuchten fallen steil zum  
Meer. Weiße Wände bauen sich leuchtend auf. In  
der Tiefe rollt die Brandung. Manches plätschernde  
Bächlein eilt aus dem Buchenwaldbündel ins mit-  
telliche Meer. So führt der Weg stetig hügelan-  
förmig im Schatten der Buchen. Von der „Wald-  
halle“ bei Sahnitz aus beginnt der stimmungsvolle  
Teil des Waldes mit altem hohen Buchen- und  
Eichenbestand. Am Saume des Buchenwaldes liegt  
Sahnitz, ein Hasenstädtchen von 5000 Einwohnern.  
Seine Lage zwischen den Waldbergen der Stubnitz  
und dem Meere machen es zum Seebad und Luftkur-  
ort zugleich. Ursonnigen Straßen stehen zwischen  
alten Parkbäumen schmale Villen; das alte Stadt-  
viertel um den Markt erinnert an Helgoland. Auf  
einer Alles alter Kastanien, an denen noch spät im  
Jahre die weißen Kerzen leuchten, erreicht man den  
Strand. Der Brandung kurze, harte, fast schwarze

Wellen singen ihr einschläferndes Lied. Der Strand  
selbst ist steinig und kurz im Verhältnis zum Strand  
anderer Rügenbäder. Alljährlich wird er mühselig  
mit feinem Sand neu aufgeschüttet; bis eine Sturm-  
flut den Sand wieder mit ins Meer nimmt. Inter-  
essant ist der große Sahnitzer Hafen mit seiner lan-  
gen Steinmole; da liegen immer eine Anzahl Hoch-  
see- oder Küstendampfer, Segler und Fischerboote.  
Ein Vergungsdampfer liegt hier in fester Bereit-  
schaft. Von hier aus geht auch die berühmte Eisen-  
bahnfähre über das Meer nach Schweden-Trelleborg.  
Der Fährdampfer ist ein großer, schmucker Dampfer  
mit zwei Schornsteinen, der sich äußerlich nicht viel  
von einem großen Passagierschiff unterscheidet; in  
seinem 130 Meter langen Bahnhof im Schiffsrumpf  
schlückt er den ganzen Eisenbahnzug ohne Lokomo-  
tive. Der Reisende fährt über die Ostsee, ohne den  
Eisenbahnzug verlassen zu müssen und genießt  
gleichzeitig die Annehmlichkeiten einer Seereise.

So bietet eine Wanderung an der Ostküste von  
Deutschlands größter Insel Rügen, auf der Jahr-  
millionen alten Kreidestübe Jasmunds des für  
Landratten Interessanten übergenug.

# Alte Rösliner Familien.

Von Hermann Sannemann.

Im Jahre 1765 erschien in der Meyerschen Buchhandlung zu Lemgo der „Versuch einer Diplomatichen Geschichte der Königlich Preussischen Hinterpommerschen Immediat- und vormaligen Fürst-Bischöflichen Residenzstadt Cößlin seit ihrer vor fünfshundert Jahren erlangten Städtischen Einrichtung, entworfen von Christian Wilhelm Haken, Stadteigenthumspredigern zu Jamund“. Haken, der seit 1749 Pfarrer zu Jamund war, widmet sein Werk „Einem Hochgeden und Hochweisen Magistrat als Patronen der Jamundschen Kirche wie auch sämtlichen Einwohnern hohen und niedern Standes der guten Stadt Cößlin“ aus Anlaß der 500jährigen Jubelfeier der Stadt. Röslin war 1266 zur Stadt erhoben worden; es kann also in diesem Jahre auf eine 665jährige Stadtgeschichte zurückblicken.

Das umfangreiche, fast 350 Seiten starke Werk teilt der Verfasser in mehrere Abteilungen ein. Die erste Abteilung liefert eine topographische Beschreibung der Stadt; die zweite enthält Nachrichten von der bürgerlichen, die dritte Abteilung von der gottesdienstlichen Verfassung der Stadt Röslin. In der letzten Abteilung befaßt sich Haken mit „gelehrten und sonst merkwürdigen Cößlinern“. Wir wollen uns heute mit dem Inhalt dieses Kapitels beschäftigen, das viele Bewohner des heutigen Rösllins um so mehr anziehen wird, da wir hier eine Reihe von Familien nennen werden, deren Nachkommen jetzt, genau wie die Vorfahren vor 166 Jahren, in der Stadt am Gollenberge ihrem Beruf nachgehen. Außerdem ist das Schicksal mancher Männer äußerst fesselnd.

Aus der Fülle der Familien, die Haken in alphabetischer Reihenfolge anführt, greifen wir eine der berühmtesten heraus, die Familie Micrälius. Der bedeutendste Vertreter seines Geschlechts, „eine Ehrensäule seines Vaterlandes“, war Johann Micrälius, der Sohn des Röslliner Archidiaconus Lüttesch w a g e r oder — nach Humanistenart ins Fremdsprachliche übersezt — Micrälius. Er war am 1. September 1597 geboren, besuchte zunächst die Schule seiner Vaterstadt und studierte sodann in Königsberg und Greifswald. 1624 wurde er Professor der Verebfamkeit am Gymnasium zu Stettin, 1627 Rektor der Ratschule daselbst, 1641 Rektor des Pädagogiums. Micrälius erfreute sich der besonderen Gunst des schwedischen Hofes. Auf dessen Kosten bekam er 1649 die Doktorwürde zu Greifswald (Vorpommern war im westfälischen Frieden an Schweden gefallen). Bei einem Besuche in Schweden wurde Micrälius von der Königin Christine reich beschenkt. Am 3. Dezember 1658 ist Micrälius, der dreimal verheiratet war, gestorben. Haken verzeichnet nicht weniger als 60 Schriften des Micrälius. Die römische Kirche hat diese Bücher auf den Index gesetzt, d. h. ihr Studium ist den Katholiken untersagt.

Ein Schwiegersohn des Micrälius ist Jakob Fabricius, Sohn des Schusters Joachim Schmidt in Röslin; die Mutter hieß Elisabeth Witte. Wie seinen Schwiegervater, verknüpfte auch ihn manche Bande mit Schweden. Fabricius, geboren 1593, studierte in Rostock. Mit 23 Jahren folgte er dem Rufe seiner Vaterstadt: er nahm eine Stelle als Baccalaureus an der Schule an. 1619 wurde er Diakon in Röslin. Herzog Bogislaw XIV. berief ihn 1621 nach Stettin. Als König Gustav Adolf Ende 1630 Fabricius predigen hörte, nahm er ihn — auf ein Jahr — als seinen Feldsuperintendenten mit sich. Nachdem das Jahr um war, forderte der Pommernherzog seinen Hofprediger zurück. „Allein der König suchte noch eine längere Frist ihn zu behalten; denn er hatte sich so zu ihm gewöhnt, daß er alle Morgen und Abend sein Gebet mit ihm verrichtete. Noch an dem Sterbetage dieses Feldes, da er den 19. November 1632 bey Lüben sein Leben einbüßte, mußte Fabricius des Morgens ihm Gottes Wort verkündigen und das Lied anstimmen: „Berzage nicht, o Häuflein Klein“. Hierauf begleitete er die königliche Leiche und hielt bey derselben zu Leipzig eine lateinische Trauerrede, welche mit dem größten Beyfall gehört wurde.“ 1634 ernannte ihn sein Herzog zum Generalsuperintendenten in Vor-

pommern. Auch ihm schenkte die Königin Christine ihr Vertrauen und zeichnete ihn aus. Bei einer Leichenpredigt erlitt er auf der Kanzel einen Schlaganfall, dem er wenige Tage darauf, am 11. August 1654, erlag.

Des Fabricius Frau, Esther Micrälius, war die Enkelin des Theologen Lorenz Crüger, eines anderen Röslliners, der in Wittenberg Vorlesungen von Luther und Melancthon gehört hatte. Nach seinen Universitätsjahren wirkte er als Lehrer an der Schule zu Schlame und als Rektor in Rügenwalde. Dann war er 50 Jahre Prediger in Jamund. „Endlich starb er 1599 bey seinem Schwiegersohn Micrälius in Cößlin und hatte das seltene Glück, 70 Jahre an Kirchen und Schulen zu arbeiten, ein Alter von 99 Jahren zu erreichen und über 80 seiner Nachkommen zu sehen, welche ihm alle im Grabe noch Ehre gemacht.“ Crüger liegt in der Pfarrkirche zu Röslin begraben. Rektor Hamel widmete ihm eine Grabschrift von 28 lateinischen Versen, die aber auch schon Haken in der Kirche nicht mehr hat entdecken können (abgedruckt bei Haken, S. 249/50).

Gleichfalls Beziehungen zu Wittenberg besaß ein anderer Theologe, Johann Freder, geboren 1510,

Sohn des Bürgermeisters Freder in Röslin. Mit 14 Jahren bezog er die Universität Wittenberg, „und er war elf Jahre lang ein Haus- und Tischgenosse des seligen Lutheri“. Er verheiratete sich mit einer nahen Verwandten des berühmten Justus Jonas und wirkte in Hamburg, Stralsund, Greifswald und Wismar. Freder war ein außerordentlich streitbarer Theologe, der seines Eigenfinnes wegen mancherlei Verdrießlichkeiten sich angezogen hat. Der Tod ereilte ihn 1562. Da seine Frau, ein Kind und drei andere Hausgenossen innerhalb vier Tagen nach ihm starben, entstand das Gerücht, sie hätten Gift genommen. Haken weist diese Annahme zurück.

Ein vom Schicksal hart verfolgter Mann war Gregorius Lagus (geboren 1586 in Röslin). „Sein Vater hieß eigentlich Caspar Hase, welchen Namen er mit dem griechischen „Langoth“, „Lagus“ vertauschte. Er studierte in Greifswald und Wittenberg und wurde dann Pfarrer in Schönberg in Mähren. Lagus hatte sechs Kinder, von denen bei Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges „fünf in ihrer Jugend durch Feindeshand umkommen“. Er flüchtete nach Kolberg, wo er seine Frau an der Pest verlor. Von dort berief ihn Herzog Ulrichs Witwe, „die noch in ihrer Asche geliebte Hedwig“ nach Neustettin. Sehr ungern sah ihn die Bürgerschaft wieder nach Kolberg ziehen. Nur zwei Monate hatte er hier gewirkt, als er infolge eines Sturzes in Siechtum verfiel und starb.“

(Fortsetzung folgt.)

## Aufruf des Bibelarchivs:

# Sammlung frühdeutscher Inschriften.

Arbeitet mit!

Das kürzlich in Hamburg begründete „Deutsche Bibel-Archiv“ (Hamburg 1, Domstraße 7), das unter dem Protektorat der dortigen Hochschulbehörde steht, hat es sich zur besonderen Aufgabe gestellt, der nationalen Aneignung der Bibel in deutscher Literatur, Kunst, Sprache und Volksart nachzuspüren. Der Leiter, Professor D. Hans Volkmann, beginnt die Sammeltätigkeit des Archivs aus triftigem Grunde mit der Erfassung der frühdeutschen Bibelzitate in jeder Art von Inschriften: Hausprüchen, Spruchbändern, Grab- und Gerät-Inschriften u. dergl. Jahraus, jahrein geht immer mehr von diesem wertvollen Gut, zum Teil ganz unbeachtet, unter; man denke jetzt auch an das Grenzdeutschtum. So sehr die Vertreter und die Liebhaber der Volkskunde zurzeit noch durch den Atlas, die Volkslieder und anderes beschäftigt sind, mit der Sammlung der Inschriften darf nicht gewartet werden, bis das alles abgeschlossen ist; die Vorbereitung des künftigen Corpus inscriptionum Germanicarum muß jetzt gleich beginnen.

Das D. B. A. regt nun an, damit nicht zweimal die gleiche Umfrage gemacht zu werden braucht (einmal für die deutschen Bibelzitate in Inschriften, sodann für deutsche Inschriften anderen Inhalts), einstweilen alles für das kommende Corpus in Betracht kommende Material an seine Adresse zu senden; den biblischen Gehalt dieser Sendungen kann es dann für seine eigenen Zwecke sofort verwerten, das übrige wird es mit treuen Händen für die künftige Bearbeitung des Corpus sammeln und aufheben.

Das Archiv beschränkt im allgemeinen seine Forschung zunächst auf die Zeit von 1200 bis 1522. Diese Begrenzung soll indessen aus schon berührtem Grunde bei der Sammlung von Inschriften nicht gelten. Natürlich ist bei der Auswahl mit Urteilen zu verfahren; nicht jeder Spruch aus der Lutherbibel oder spätere Gesangbuchvers kommt in Betracht. Wichtig dagegen sind Worte wie z. B. das von Hugo Reinhold als Danziger Inschrift aus dem 14. Jahrhundert notierte: „Got wes gnedich my fundere“ (Lucas 18, 13) oder aber eine biblische Anspielung wie in der Grabschrift Adolphs I. von der Mark vom Jahre 1488: „Syn Ryn was Ryn gerecht, Syn Ja was Ja vollmächtig“ (vgl. Matth. 5, 37).

Im einzelnen zeigt der angehängte Fragebogen, worauf es ankommt.

Für ganz bedeutsame Stücke erbittet das Archiv photographische Wiedergabe und ist in solchem Falle selbstverständlich bereit, Unkosten zu ersetzen.

Im übrigen bittet es ebenso dringend wie herzlich alle, die dazu irgendwie in der Lage sind, um Mithilfe und dadurch Förderung unserer Kenntnis von deutscher Art. Fragebogen können durch das Röslliner Stadtbauamt, Lazarettstraße 8, bezogen werden.

## Deutsche Heimatbücher.

Neue pommersche Landkarten. Geologische Uebersichtskarte von Deutschland im Maßstabe 1:500 000 Provinz Pommern und nördliche Grenzmark. Bearbeitet von Konrad Reilhad. Im Vertrieb des Preisv. Geologischen Landesanstalt, Berlin 1930. Preis 10,— RM.

Die Uebersichtskarte gibt ähnlich der schon erschienenen Provinzkarte der Mark eine sehr gute Uebersicht über die Geologie von Pommern und der nördlichen Grenzmark. Ihre Erscheinen ist um so wertvoller, als sie der geologischen Spezialkartierung großer Gebietsteile von Pommern voraussetzt. Hier findet man zum ersten Mal eine Zusammenstellung der zahlreichen Vorkommen von Jura, Kreide und Tertiar in Pommern. Die Hauptbedeutung kommt natürlich der Diluvialgeologie zu, deren Grundzüge außerordentlich klar und übersichtlich zum Ausdruck kommen. Die baltische Endmoräne mit den zugehörigen großen Sandern, die im Hinterland folgend Grundmoränenlandschaft heben sich als große durchgehende Zonen heraus. Küstenwärts zu verliert die Diluviallandschaft an Einheitlichkeit. Aus dem Komplex vieler Einzelbildungen lassen sich aber aussondern die vielen großen und kleinen diluvialen Staubecken, die Drumlinlandschaft von Maugard und die Osregion im mittleren Ostpommern, kurzum alle Merkmale eines Totisgebietes. An großen Einheiten treten das Pommersche Urstromtal und viele isolierte Endmoränenstufen aus der letzten Vereisungsphase aus dem Kartenbild hervor.